



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Was ist uns Anatolien?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Was ist uns Anatolien?



Wenn man mich fragt, wie Anatolien aussieht, so muß ich antworten: Öde, wüst und leer. Damit meine ich nicht seine hier und da gartenähnlichen Meeresküsten, sondern das Hochland, das achthundert Meter über dem Meere liegt, dessen Bergespitzen höher als zweitausend Meter sind, das ein Klima hat und Wälder, Wiesen und grüne Felder haben könnte wie unsre Heimat — wo nur die Sonne mittags ein gut Teil heißer brennt, und der Wind abends viel kälter weht als bei uns. Öde! Denn die Höhenzüge dieses Berglandes sind nackt, die Täler kahl und grau, statt grün. Das einzige, sehr spärlich verteilte Grün ist das des jungen Getreides, das niedriger, dünner und gelber aussieht, als bei uns im Frühjahr. Wüst! Denn seine Städte bestehen aus elenden Lehmhäusern, zerstreut gebaut auf die marmornen Schutthäuser der alten Zeit und des Mittelalters, die noch so ungeräumt daliegen, daß man meinen sollte, erst vor wenigen Jahrzehnten wäre hier eine größere Welt in Trümmer gegangen. Und leer! Denn man fährt meilenweit in den breiten Tälern, ohne mehr Lebendiges zu sehen als ein paar Schafherden!

Ist es denn wirklich möglich, daß nur Menschenunvernunft an dieser Verwüstung schuld ist, daß hier dichte Wälder, reiche Ernten und volkreiche Städte stehen müßten, wenn nicht ein Heuschreckenschwarm gekommen wäre, der alles auffraß, ein Nomadenvolk, das jetzt über die leeren Felder und über den Thalboden, der ausgedörrt und hart geworden ist wie ein Exerzierplatz, seine Herden treibt, das alle Berge kahl macht, Feuer in die Wälder legt, von den schönsten Bäumen die Äste sägt, während es den Stamm stehen läßt, dessen Ziegenherden jeden Nachwuchs der Bäume vernichten, dessen Nachlässigkeit alle alten Bewässerungswerke versallen läßt, ein Volk, das in diesem einst

reichen Lande immer ärmer wird, an Zahl abnimmt und trotzdem von der Hungerstnot verfolgt wird? Es ist im Monat Mai. Ich hebe den Blick von dem fahlen, zerborstnen, mit grauen Kräutern hier und da bestandnen Thalboden zu den schroffen, vom Regen zerrissenen öden Wänden und frage mich, ob nicht vielleicht mächtigere, elementare Ursachen hinter diesen Erscheinungen stehen. Vielleicht hat eine große, für den Menschen kaum merkliche Klimaveränderung die Hochkultur von ihrer Heimat an den Ufern des Euphrats, des Nils und an den Gestaden des Mittelmeers nach Norden verschoben. Zwanzig Centimeter Regen jährlich weniger, das müßte das Aussehen jedes Landes verändern. Eine gewisse Klimaveränderung ist wohl ohne Zweifel da. Aber ist sie die Ursache oder die Folge der Verwüstung? Ist der Wind darum so trocken und kalt, weil er Hunderte von Meilen durch ein absolut leeres Land weht, wo keine Wälder sein Ungeßüm mäßigen und ihm Feuchtigkeit mitgeben, oder ist das Land deshalb so leer, weil dieser immerwährende, heftige, trockne Wind alles Gras und Laub verdorrt? Würde wirklich anhaltende Kulturarbeit die alten Reichtümer wieder hervorzubringen können? Alle Reisenden,*) die bisher das Land besucht haben, sind dieser Ansicht. Auch die wenigen Europäer, die im Lande einzelne Kulturen im kleinen versucht haben, berichten Günstiges. Ich will meinerseits noch mit einem andern Wahrscheinlichkeitsbeweis diese Anschauung stützen, nachdem ich aber betont habe, daß die schließliche Entscheidung nach allen immerhin unvollkommenen Beobachtungen, Schlüssen und Vermutungen nur in dem Experimente, in einem wirklichen, vollständigen Kulturversuch liegen kann.

Vor mir liegt ein französisches Buch über Algier (S. A. Battendier et L. Trabut: *l'Algérie, le sol et les habitants*. Paris, 1898). Algiers Küsten haben dasselbe Klima wie alle Mittelmeerländer, also auch wie die Küsten Kleinasiens. Hinter ihnen erhebt sich ein Hochland, so hoch wie das hiesige, sechshundert bis tausend Meter, mit denselben Wasserverhältnissen, demselben Klima, denselben Kulturen, wie hier auch. Dahinter kommen Salzsteppen ohne Quellen, deren es in Anatolien ebenfalls giebt, und dahinter die Sahara. Durch diesen letzten Umstand ist Algier schlechter daran als Anatolien. Denn es leidet unter den trocknen Wüstenwinden, die dieses Land nicht hat.

Algier haben nun seit einem halben Jahrhundert die Franzosen im Besitz, und ihre Erfahrungen und Erfolge sind lehrreich, wenn man sie auf Anatolien überträgt. Aus diesem Stückchen Afrika ist eine französische Provinz geworden mit schönen europäischen Städten, mit einer europäischen Bevölkerung von einer halben Million und einer einheimischen, die sich seit der Okkupation bedeutend vermehrt hat. Es scheinen mehr die subtropischen Kulturen der Olive, des Weines, der Korkeiche, des Tabaks usw. zu sein, denen die Franzosen

*) Die wichtigsten Bücher über Kleinasien von wirtschaftlichem Inhalt und aus neuerer Zeit sind: Raerger, *Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld*, Berlin, 1892. Rammenberg, *Kleinasien Naturgeschichte*, 1897.

ihren Fleiß zugewandt haben, als gerade der Ackerbau. Der Wein war gewiß dort im Anfang ebenso schlecht, wie der anatolische in diesem Land der Reben, der, von den einheimischen Griechen hergestellt, absolut ungenießbar ist. (Nur am Marmarameer wird unter europäischer Anleitung guter Wein für den Versand hergestellt.) Jetzt hat der algerische Weineexport eine Zahl von drei Millionen Hektolitern erreicht. Im Ackerbau ist man noch längst nicht auf die Erträge gekommen, die aus den Zeiten der Römer berichtet werden. Aber man hofft von der Zukunft, denn man ist überzeugt, daß sich das Klima seitdem nicht wesentlich geändert hat. Die ausgedehnten Bewässerungswerke der Römer beweisen, daß schon damals jeder Tropfen kostbar gewesen ist. Wer Interessantes hören will über die Art der römischen Anlagen und über allerlei Fehlerfolge der großartigen modernen Anlagen, der lese nach. Nur einmal spricht der Verfasser von einer Klimaveränderung, als er den Elefantenreichtum erwähnt, den man einst diesen Gegenden nachgerühmt hat.

In diesem Lande nun geht die Verwüstung, die man in Anatolien vermutet, unter den Augen der Franzosen noch weiter vorwärts. Ich überseze: „Die Araber haben sich seit der Okkupation, weil sie vor Hungersnöten und Epidemien sicherer waren, bedeutend vermehrt. Dabei haben sie aber aus den reichen Niederungswäldern weichen müssen und sind in die Wälder der Gebirge gezogen. Dort haben sie ihre Herden vermehrt, und zwar weniger die Schafe, die in den Wäldern nicht genügend Futter finden, als die Ziegen, die alles fressen, jeden jungen Schößling, die Zweige von den Gebüschern und die Rinde von den jungen Bäumen. Nur die großen Bäume, deren Rinde sie verschmähen, bleiben stehen, bis sie das Alter fällt. Dann ist der Wald verschwunden. Man hat noch ungeheure Wälder dort, aber man muß sie den bedürftigen Arabern überlassen. Sonst zerstören diese aus Rache ungeheure Strecken durch Feuer, was sie mit Methode und Kunst auszuüben verstehen. Die Folgen dieser Entwaldung sind verschieden. Hier bleibt ein Rasenteppich, der den Boden vor der Erosionskraft des Wassers schützt; dort verschwindet binnen kurzem die Krume, der Fels tritt zu Tage, und die Verwüstung wird vollständig. Aber selbst auf den berasteten Stellen wächst viel weniger Gras als im Schatten der Bäume. Noch unter einem einzelnen Baum, der vom Walde übrig geblieben ist, ist der Graswuchs viel üppiger als dicht daneben auf dem besonnten Boden. Der Baum schützt gegen die Sonne; er vermindert die Verdunstung; er läßt den Schnee länger liegen; er produziert Humus und thut noch andre gute Dinge, die man nicht kennt. Sedenfalls muß Trockenheit und Unfruchtbarkeit durch die Entwaldung zunehmen und das Klima schlechter werden.“

Was Menschen zerstört haben, können Menschen auch wieder herstellen. Aber wenn Menschenalter daran gearbeitet haben, dieses Land zu verwüsten, so werden andre Menschenalter arbeiten müssen, es wieder anzubauen. Unsrer schnell lebende Zeit interessirt nur das, was schnell zu erreichen ist. Darum ist

es besser, Anatolien nicht zu vergleichen mit dem, was es ehemals war, sondern mit Ländern der Gegenwart, die der Kulturarbeit die gleichen Hindernisse und Hilfen bieten, mit Ländern wie Algier, Rumänien, Kalifornien und Argentinien.

Anatolien ist das Land, von dem sich manche Zukunftspolitiker großes für uns versprechen. Das deutsche Volk hat einige schöne Stücke von Afrika im Besitz; es hat jetzt auch wieder ein schönes Stückchen China beschert bekommen; aber es hat noch nicht das, was es sich wünscht, nämlich Ackerbaukolonien. Da hat man auf Anatolien hingewiesen; und in der That: Platz wäre hier noch genug. Länder wie kleine deutsche Fürstentümer liegen hier längs der Bahn nach Konia und Angora, und gewiß mehr noch abseits davon, unbebaut und unbewohnt. Die Muhadschirs, die Flüchtlinge aus dem ehemals muhammedanischen Europa, um deren Konkurrenz willen es Kaerger für die höchste Zeit erklärt, wenn man Ansiedlungen gründen will, werden noch lange einwandern können, ehe sie dieses Land füllen, ganz abgesehen davon, daß sie doch hier wahrscheinlich vor der christlichen Kultur ebenso gut nach Osten zurückweichen würden, wie sie es in Europa gethan haben.

Auch die physischen Bedingungen des Ackerbaus wären vorhanden, und mit dem bischen Räuberei im Lande würden deutsche Ansiedler wohl bald fertig werden. Der einzige ernsthafte Feind wäre die Malaria. Trotz des gemäßigten Klimas, und obgleich Anatolien ein Hochland ist, dessen Thalebnen höher liegen als die Spitzen des Thüringer Waldes, giebt es hier viel Malaria, die zwar nicht so bössartig ist wie in den Tropen, aber die doch die Arbeitsfähigkeit der Beamten und besonders die Entwicklung der deutschen Kinder an den Bahnstationen sichtlich beeinträchtigt. Wer bisher Anatolien besucht hat, hat die Fiebergefährlichkeit des Landes nicht genügend betont; vielleicht deshalb, weil sie sich thatsächlich erst im Laufe der Jahre gezeigt hat. Die Deutschen bekommen mehr Fieber als die Einheimischen, erstens weil sie Nordländer sind, und zweitens, weil sie es verstanden haben, ihre Stationen gerade an die ungünstigsten Stellen zu bringen, nämlich immer in die Thalmittle und in die Nähe der Sümpfe, wo sich Einheimische nicht anbauen. Auch in Algier fanden die französischen Einwanderer die Thalebne leer, nahmen sie in Besitz, litten schwer unter der Malaria und besiegten sie durch Anbau, sodaß ehemals verurufne Orte jetzt aus eigener Kraft weiter wachsen. So könnte man auch hier erwarten, in einigen Jahrzehnten ihrer Herr zu werden. Denn es ist die Vernachlässigung der Flußläufe und außerdem die eigentümliche Art der Eingebornen, ihre Wiesen zu bewässern, der sie ihre Entstehung verdankt. Ein Hochland mit so rapidem Gefälle muß leicht gesund zu machen sein. Die malariefreien Orte gelten als sehr gesund. Ich will aber folgende Beobachtung aus Algier nicht unterschlagen: Alle europäischen Rassen in Algier vermehren sich rasch durch Geburtenüberschuß, auch die Franzosen, nur nicht die Deutschen,

nämlich die Elsäffer von 1870. Diese nehmen ab; sie werden dezimirt durch die Malaria und den Alkohol, der in diesem Lande gefährlicher ist als in Europa!

Wie dem aber auch sein mag, so sind doch deutsche Bauernkolonien in Anatolien noch unmöglich aus zwei schwerwiegenden Gründen. Der eine liegt in den politischen Verhältnissen des Landes. Die Handelsflagge kann wohl der Kriegsflagge vorausgehen, wie Bismarck verlangt hat. Handelskolonien verstehen es, sich ungewohnten und unvollkommenen Rechtsverhältnissen zu fügen. Aber Bauernkolonisten wollen ihr einheimisches Recht mitbringen, oder zum mindesten europäisches Recht vorfinden. Jeder Bauernkolonisation muß die Fahne vorausgehen, ganz so wie die russische Fahne den Ansiedlern in Zentralasien vorangeht und russische Obrigkeit und russisches Recht dahin mitbringt, wo sie aufgepflanzt wird. So lange es türkische Obrigkeit und türkische Rechtsprechung in Anatolien giebt, kann man an deutsche Bauernkolonien nicht denken. In hundert kleinen Schwierigkeiten und Nöthgeleien würden sie bald elend erstickt werden. Sie wären eine Beute jedes bakisch-hungrigen Beamten. Sie würden eine sehr hohe und unbequeme Grundsteuer, den Zehnten und die Beschränkungen in dem freien Gebrauch des Eigentums hier wiederfinden, die man bei uns vor einigen Menschenaltern mit vielen Mühen und Opfern abgeschafft hat, und seit deren Abschaffung erst die Blüte unsrer Bauernwirtschaften beginnt.

Sie sind aber noch aus einem andern Grunde unmöglich. Es würde, wie ich glaube, zur Zeit an dem nötigsten, an den Kolonisten fehlen. Wir haben jetzt in unsrer Auswanderung eine Zeit der Ebbe. Die ist für kolonisatorische Versuche schlecht gewählt. Seit dem Jahre 1894 ist die Zahl der Auswanderer auf eine lange nicht dagewesene Tiefe gefallen, und sie sinkt noch weiter. Vermutlich wird sie bald das Minimum erreicht haben, worunter sie überhaupt nicht sinken kann. Weil Millionen von Deutschen in allen Teilen der Erde wohnen und von da aus durch verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen eine immerwährende Anziehungskraft auf die Leute in der Heimat ausüben, so werden wir immer eine recht zerstreute Auswanderung behalten, die äußerst schwierig zu beeinflussen und abzulenken ist. Religionskriege, ungerechte Fürsten, Mißernten und Revolutionen, also die Not, das waren von jeher die besten Mittel zur Kolonisation. Unsrer Leute aber treibt weniger die Not aus dem Lande, als vielmehr der Wunsch, auch drüben einmal ihr Glück zu versuchen. Man muß es nur aus dem Munde der Leute selbst gehört haben, wie schnell sie bereit sind, über das Weltmeer zu setzen. Da schreibt irgend ein Freund oder Verwandter von drüben: Du hast tausend Mark geerbt. Komm herüber, ich weiß ein gutes Geschäft, „eine schöne Nahrungsstelle“ für dich, wo du viel Geld verdienen kannst. Der Mann geht — nicht weil er hier kein Brot verdienen könnte, sondern weil er dort mehr zu gewinnen hofft,

und weil er weiß, daß er für billiges Geld jederzeit zurückkommen kann. Wollte man tausend deutsche Tagelöhner oder Häusler dieser Art nach Anatolien bringen, so würde man sie, wie ich glaube, in kürzester Zeit zurückkommen sehen. Sie würden sagen: Wir sehen nicht ein, warum wir uns in diesem dürftigen Lande unter vielen Mühen und Entbehrungen ein Einkommen erst schaffen sollen, während wir es zu Hause viel bequemer haben können. Wollte man aber auch nur den leisesten Zwang anwenden, um die Leute in den Einöden Anatoliens oder Innerafrikas oder sonstwo an der Scholle zu halten, etwa indem man eine Art Rentenverschuldung einführt, so würde man eine neue Art von Hörigkeit, von Sklaverei schaffen und würde keinen Dank ernten, sondern den Fluch der Gefesselten. Die Hin- und Rückwanderung muß absolut frei sein; darüber ist man sich ja einig. Will man die Auswanderer in ein bestimmtes Land lenken, so mache man es so schön, fruchtbar und wohnlich, daß der Strom von selbst dahin geht, wie in ein bequemes Bett, wenn man das vermag. Will man zureden, so muß man den Auswanderern versprechen können, daß sie es dort besser haben werden, als zu Hause oder in Nordamerika und Kapland. Wer will eine für dieses Land so schwere Verantwortung übernehmen? Man redet bei uns viel von Übervölkerung und Menschenüberfluß. Deutschland mag in den gelehrten Kreisen übervöllert sein, in den handarbeitenden aber nicht. So lange wir wachsende Hilfstruppen im Süden aus Italien und im Norden aus Rußland nötig haben, um alle Arbeit zu bewältigen, so lange die Bewegung zunimmt, die im Herzen von Norddeutschland auf dem Lande Inseln fremder Sprache und fremden Volkstums immer zahlreicher entstehen läßt, die in Österreich schon Städte und Länder, die einst deutsch waren, für immer verschlungen hat, so lange sehe ich nur Menschenmangel. Die Arbeitsgelegenheit hat in den letzten Jahrzehnten und nochmals in den letzten Jahren bei uns so bedeutend zugenommen, daß wir Mangel an Arbeitskräften haben. Die rapid wachsenden Städte und die großen Industrieherde haben einen Menschenbedarf, den das Land nicht ohne eigene Verluste decken kann.

Man wird an die periodische und chronische Arbeitslosigkeit erinnern. Aber auch die beweist keine Übervölkerung. Jeder Arbeitgeber wird sich schon gewundert haben über den „Leichtsinn,“ mit dem unsre Dienstboten und Tagelöhner, auch verheiratete, oft ohne allen Grund ihre Stellung aufgeben. „Ich will mich verändern,“ sagen sie und thun ganz recht daran. Sie wissen: wer sucht, findet immer Arbeit. Wenn nun in einem Arbeiterheere von einer Million jeder jährlich einmal seinen Platz wechselt, und wenn er nur acht Tage braucht, um einen neuen zu finden, so wird man jederzeit zwanzigtausend Arbeitslose zählen und nach acht Tagen wiederum zählen können; denn so viele sind immer unterwegs. Nur darf man nicht übersehen, daß es immer wieder andre sind. Man hat sich schon in mancher Stadt unnötigerweise gewundert, daß

die hundert Arbeitslosen, die man vor acht Tagen zu Protokoll genommen hat, heute zum Schneeschippen nicht mehr aufzutreiben sind. Wenn zwölf Kinder Kämmerchen vermieten spielen, so hat, abgesehen von dem einen, jedes Kind seinen Platz. Wird aber das Spiel hitzig, und werden die Plätze schneller gewechselt, so sieht man in der Mitte die Hälfte der Kinder stellenlos umherirren, und im Ringe zugleich die Hälfte der Plätze leer. Bei einer Arbeiterbevölkerung, die ihre Plätze häufig zu wechseln liebt, die sich nach der Gebundenheit früherer Verhältnisse die Freizügigkeit oder das Wandern geradezu zum Prinzip, ich möchte sagen, zur Religion gemacht hat, ist eine gewisse Arbeitslosigkeit unumgänglich. Sie kann auch bei plötzlichen Störungen recht bedenklich werden, ohne darum Übervölkerung zu beweisen. Sie beweist, daß die Methode der Vermittlung unvollkommen ist. Ob sie vollkommen werden kann?

Nach allem wäre es nach meiner Ansicht eine Thorheit, wollte man die Deutschen hierherlocken zu einer Zeit, wo in der Heimat die Slawen in Massen einwandern, wollte man etwa mit großen Opfern in fremden Erdteilen nationale Kolonien gründen, während die ältesten Kolonien unsers Volkes, und die vollkommensten, in Gefahr sind, verloren zu gehen. Dieselbe Bewegung, die in Österreich siegreich ist, und die man immer nur von der politischen Seite anzusehen beliebt, haben wir auch und aus denselben wirtschaftlichen Ursachen, nur daß sie bei uns noch keine politischen Wellen schlägt. Steigender Anteil der Slawen an der Arbeit auf deutschem Boden, das ist ihr Inhalt. Wir rufen alljährlich ein fremdes Volk herein, um unsre Äcker zu bauen, und suchen zugleich auf der ganzen Erde nach Ackerbaukolonien — wie reimt sich das? So schön ist kein Land auf der ganzen Erde, daß wir um feinetwillen unser Vaterland fremdem Blute auch nur stückweise abtreten dürften. Man muß den Süden kennen gelernt haben, um zu sehen, was für ein wundervoller Garten unser Deutschland ist. Wie in einem fröhlichen Reigen tanzen die dunkeln Wälder, die freundlichen Dörfer und die lückenlos grünen Felder am Auge des Heimkehrenden vorüber.

Es giebt also jetzt bei uns keine Übervölkerung. Trotzdem müssen wir kolonisieren, und mir liegt nichts ferner, als auf den gesunden Ausbreitungstrieb unsers Volkes und unsrer Regierung zu schelten: denn wir können jederzeit eine Notlage in wenigen Wochen haben. Ein Volk wie das unsre, das zu einem guten Teil für die Exportindustrie arbeitet, lebt aus der Hand in den Mund. Eine ernste Umwälzung in den Marktverhältnissen, fern von seinen Grenzen, bedroht es mit Hungerstot. Das ist keine Phantastie,^{*)} sondern ist

^{*)} In Nr. 36 der Grenzboten wird behauptet, die Gefahr eines Kornmangels im Kriege wäre nicht so groß; alle Grenzen würde man uns nicht sperren können. Aber wenn nur die Seefuhr über Holland und den Rhein und über unsre Küsten gesperrt ist, so wird das Korn in der Menge, wie wir es brauchen, erst dann auf den Eisenbahnen über unsre Landgrenzen kommen, wenn die Preise bei uns erheblich gestiegen sind.

schon einmal grausame Wirklichkeit gewesen in der Zeit, wo der amerikanische Bürgerkrieg die Baumwollenspinnereien Englands zum Stillstand brachte. Wenn die Exportindustrie keine Bestellungen mehr bekommt, so müssen ihre Arbeiter hungern, und wenn das Brot noch so billig ist, genau so wie die Kinder des Schusters, wenn der Vater keine Aufträge mehr hat. In solchen Zeiten wäre es von ungeheuerem Wert, wenn ein Kolonialland offen stünde, wo sich der kleine Mann anbauen könnte, sozusagen das Gerüst einer Ackerbaukolonie, ein leeres Bienenhaus, mit Stöcken und Waben ausgerüstet, um gleich ein ganzes Volk aufzunehmen, der Stab eines Regiments, dessen Offiziere das Land schon kennen, dessen Rekruten man nur einzustellen braucht, damit der Organismus fertig werde. Wir müssen also kolonisieren, um vorzuarbeiten. Aber diese Kolonisation muß einen der Gegenwart angemessenen Charakter haben. Wer ist bei uns auswanderungslustig? Das ist erstens das Kapital, dem es immer schwerer wird, die wachsenden Überschüsse des Jahres (ich glaube fünfhundert Millionen Mark durchschnittlich) im Inlande anzulegen. Es geht in fremde Länder und fällt mit Vorliebe den exotischen Staatsanleihen in die Arme. Nach einigen großen Verlusten geht es jetzt lieber an produktive Unternehmungen, die es in eigener Regie behält. Es glaubt vielleicht, damit seinen Anlagepapieren größern Sicherheitswert zu geben, was aber nur dann unbedingt richtig ist, wenn die politische Macht des Heimatlandes willig und kräftig genug ist, diesen Betrieb zu schützen.

Zweitens sind bei uns auswanderungslustig die freien Arbeiter, die es auch lieben, sich die „vogelfreien“ zu nennen. Diese Leute sind weit davon entfernt, nur eine verlassene Scholle zu suchen, wo sie dem Hungertod entgehen können, und wo sie sich zeitlebens quälen wollen, damit ihre Kinder es einst besser haben; sondern sie suchen auf der ganzen Erde den besten Arbeitsmarkt: Nordamerika oder Australien oder Kapland. Sie gehen gern dem Kapital nach, wo es sich an große Unternehmungen begiebt. Beides bedeutet Verlust für uns, wenn das Kapital auswandert, und wenn der Arbeiter auswandert; es sei denn, sie gingen hinaus, um mit der Heimat weiterzuarbeiten. Dann bedeutet es Gewinn für die Zukunft. Das ist aber etwas anderes als Bauernkolonisation. Es ist die moderne Kolonisationsart, womit das englische Weltreich beständig seine Grenzen erweitert.

Es ist Sache des Kapitals, voranzugehen, fremde Länder zu eröffnen, in ihnen Fuß zu fassen, aus ihnen wirtschaftliche Bundesgenossen zu machen, die uns die Produkte unsrer Arbeit abnehmen, und die vielleicht einstmals auch den Überschuß unsrer Arbeitskräfte aufnehmen und sich zu unsern Tochterstaaten ausbauen. Nur wenn die großen Kapitalmächte unsers Landes ans Werk gehen, wie bisher, oder noch ein wenig planvoller als bisher, werden wir Erfolge in der Kolonialpolitik haben. Sonst werden wir sie nicht haben, trotz aller Vereinzmeierei des leicht begeisterten Mittelstandes.

Aber auf Anatolien kann man dabei jetzt nicht rechnen. Heute nach dem glücklichen Kriege der Türken weniger als je. Man rechne nicht mit der deutschfreundlichen Gefinnung des Sultans und der gesamten türkischen Bevölkerung. Sie würde sehr bald verschwinden, wenn wir für unsre uneigennütigen Dienste eine entsprechende Rechnung vorlegen wollten. Man glaube auch nicht, daß der Sultan etwa im wirtschaftlichen Interesse des Landes eine Einwanderung von Deutschen gern sehen würde. Seine Herrschaft ist eine Säbelherrschaft. Ihr liegt nicht daran, die natürlichen Kräfte des Landes zu entwickeln, sondern nur daran, daß die Völker ihr Joch weiter tragen. Es sind in den letzten Jahrzehnten eine halbe Million Tscherkessen in Anatolien eingewandert, in Religion, Sitte und Kulturstufe den Türken verwandt. Schon diese Einwanderung, die bisher begünstigt wurde, kommt dem Sultan politisch bedenklich vor. Sie soll eingeschränkt werden! Noch viel weniger würde er zulassen, daß eine starke und selbständige deutsche Kolonie hier entstünde. Man thut gut, bei der Berechnung der hiesigen politischen Verhältnisse nicht solche Kräfte anzusetzen, wie Deutschfreundlichkeit des Sultans oder gar „guter Wille zur moralischen und materiellen Hebung des Reichs,“ sondern vielmehr diese: Ohnmacht und Angst des Sultans vor seiner Umgebung und Habgier dieser Palastbeamten, die keine Neuerung zulassen. Vor einer europäischen Einwanderung haben sie alle zusammen mehr Angst, als vor den diplomatischen Noten der uneinigen Großmächte, und mit Recht. Denn türkische Verwaltung und europäische Ansiedlung sind absolut unverträglich. Die Gefahr der deutschen Einwanderung ist es, womit unsre Feinde am goldnen Horn, die Engländer, den Sultan zu schrecken suchen, wenn es gilt, dieses oder jenes Geschäft der deutschen Eisenbahnunternehmer zu hindern. Ich schlage vor, diese akademischen Dissertationen über Kolonisation in Anatolien aufzugeben, erstens weil sie zwecklos, und zweitens weil sie schädlich sind. Sie können dem reellen Geschäft in Anatolien nur schaden. Denn wir haben allerdings Interessen in Anatolien. Für unsre Arbeiter zu Hause brauchen wir Land, nämlich Absatzländer, Märkte. Hier ist schon eine Kolonie gegründet worden, nicht eine politische, sondern eine kaufmännische, nicht eine Bauernkolonie, sondern eine des Kapitals, das deutsche Eisenbahnunternehmen. Ich glaube, daß das deutsche Publikum sich hierfür interessiert. Darum will ich einiges berichten.

Um keine Illusionen über dieses deutsche Unternehmen aufkommen zu lassen, gebe ich ein kurzes Nationale. Das Geld, womit es gegründet ist, ist deutsch, soweit eben das Geld national zu sein vermag. Das Material ist größtenteils deutschen Ursprungs. Ebenso ist die Spitze der Verwaltung deutsch. Die Intelligenz, die den Bau gemacht hat, und die höhern Beamten des Betriebes sind deutsch und französisch; die untern italienisch, griechisch und türkisch, und die Arbeiter türkisch und armenisch mit Beimischung aus aller Herren Ländern.

Die Vorarbeiter in den Werkstätten sind Deutsche. Zu den Deutschen habe ich die Schweizer gerechnet und die Österreicher in dieses Wortes verwegenster Bedeutung, nämlich einschließlich der Polen, Ungarn, Juden, Serben, Kroaten, Dalmatiner usw. Um schließlich die Deutschen aufzuzählen, die unabhängig von dem Betriebe der Bahn Geschäfte im Inlande machen, dazu braucht man nicht alle zehn Finger. Die Geschäftssprache ist französisch, die Uniform, nämlich der „unvermeidliche“ Fetz, türkisch, die Sprachverwirrung babylonisch, und das ganze unerfreuliche Völkergemenge unausrottbar; denn es ist anatolisch! Man sieht: diese Kolonie ist weit davon entfernt, eine Art Neudeutschland nach unserm Geschmack zu sein. Sie ist nur ein neuer Flicker auf einem recht bunten Gewande. Eine Herkulesarbeit wäre es, Kleinasien, diesen Schutthaufen zer Schlagener Völker, zu reinigen, um ein stilreines Gebäude aufzuführen. Anstatt Luftschlösser zu bauen, begnüge man sich mit der weniger schönen Wirklichkeit und gebe zu, daß es sich hier um ein Geschäft handelt, woran freilich weite Kreise unsers Volkes direkt und indirekt beteiligt sein mögen.

(Schluß folgt)



Ebenbürtigkeit

Von Stephan Kekule von Stradonitz



In einem Schreiben an Kaiser Karl VII. hat sich Friedrich der Große folgendermaßen ausgesprochen:

Wir sollen auch aus Teutsch patriotischer gesinnung ganz unvorgreiflich davor halten, daß Eure kaiserl. Majestät reichshofrath sowohl als reichshofkanzley pro norma regulativa bei dieser gelegenheit ein vor alles zu bescheiden sein: daß alle diejenige fürstl. heirathen schlechterdings für ungleich zu achten, welche mit personen infra oder unter den alten reichsgräflichen sitz und stimme in comitiis habenden stand contrahiret werden, und daß die aus solcherlei ehe zu erzeugende kinder, weder zur fürstl. würde titul und wappen ihres vatters, noch zur succession in dessen reichslande niemals fähig sein, noch dazu gelassen werden sollen.

Der große König, der Philosoph, der Freidenker, zeigt sich also als ein entschiedener Anhänger strengster Ebenbürtigkeitsgrundsätze.

Kein Begriff scheint heute in Deutschland, wenn man die Äußerungen der Presse als den wahren Ausdruck der Volksmeinung gelten lassen will, weniger volkstümlich zu sein, als der Ebenbürtigkeitsbegriff. Das tritt nicht